

Kleines Archiv des 18. Jahrhunderts

Neue Folge

1



Bernard de Fontenelle

Dialogen über die Mehrheit der Welten

Neuedition der Ausgabe von 1780
in der Übersetzung von Christhelf Sigmund Mylius
mit Anmerkungen und Kupfertafeln
von Johann Elert Bode

Mit einem Nachwort
neu herausgegeben von
Sophia Mehrbrey

unter Mitarbeit von Martine Selzer

Wehrhahn Verlag

Kleines Archiv des 18. Jahrhunderts. Neue Folge
Herausgegeben von Johannes Birgfeld und Julia Bohnengel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2023
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-987-5

Inhalt

Vorerinrung.	7
Dialogen über die Mehrheit der Welten.	9
Erster Abend. Daß die Erde ein Planet sey, der sich um sich selbst dreht, und um die Sonne läuft.	11
Zweyter Abend. Daß der Mond bewohnt sey.	45
Dritter Abend. Merkwürdigkeiten der Mondenwelt, und daß die übrigen Planeten gleichfals bewohnt sind.	73
Vierter Abend. Merkwürdigkeiten der Venus, des Merkurs, Mars, Jupiters und Saturns, als Welten betrachtet.	96
Fünfter Abend. Daß alle Fixsterne Sonnen sind, die ihre eigne Planeten erleuchten.	133
Sechster Abend. Neue, die vorhergehenden bestätigende Gedanken Neuste Himmelsentdeckungen.	163
Bildtafeln	181
Editorische Notiz	191
Erläuterungen	192
Rezensionen	193
Nachwort	197

Vorerinrung.

Da die bereits seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bekanten und beliebten *Dialogen des Herrn von Fontenelle über die Mehrheit der Welten*, ihrer lebhaften und sinreichen Einkleidung wegen, meines Erachtens noch jezt, gegenwärtiges vom Herrn Verleger nach dem neusten Geschmack veranstaltetes deutsche Gewand verdienten: So habe ich solche durch erläuternde Anmerkungen und Zeichnungen, worauf mich grösentheils der Vortrag des Herrn Verfassers führte, mehr Volständigkeit geben, verschiedne darin vorkommende irrige Meinungen berichtigen, und die Entdeckungen und Lehrsätze der neuern Sternkundigen hinzufügen wollen. Ich glaube hiedurch das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, und Liebhabern der Weltkunde diese ihnen besonders gewidmete Schrift um desto unterhaltender gemacht zu haben. Berlin, den 15 April 1780.

Bode.

Dialogen über die Mehrheit der Welten.

An Herrn L***.

Sie verlangen eine umständliche Erzählung, wie ich meine Zeit auf dem Lande, bey der Frau Marquise von G*** zugebracht. Wissen Sie wol, daß diese ausführliche Erzählung ein Buch, und was noch schlimmer, ein philosophisches Buch werden wird?

Vermuthlich erwarten Sie Lustbarkeiten, Spiele und Jagden, und werden von Planeten, Welten und Wirbeln hören. Denn hiermit haben wir uns fast allein beschäftigt. Glücklicher Weise sind Sie Philosoph, und werden Sich daher nicht so sehr als ein andrer, darüber aufhalten. Vielleicht wird's Ihnen selbst sehr lieb seyn, daß ich die Frau Marquise in die Parthey der Philosophen gezogen. Wir hätten keine wichtigere Erobrung machen können; denn Schönheit und Jugend halt' ich jederzeit für höchst schätzbar.

Glauben Sie nicht, daß selbst die Weisheit, wenn sie mit Beyfall den Menschen erscheinen wollte, wol thun würde, eine der Marquise ähnelnde Gestalt anzunehmen? Könnte sie noch überdies in ihre Unterhaltung den nemlichen Zauber legen, so bin ich überzeugt, daß jederman hinter die Weisheit anrennen würde. – Erwarten Sie indeß nichts Ausserordentliches, wenn ich Ihnen meine mit dieser Dame gepflogne Unterredungen erzähle. Ich müste fast eben so wizig seyn, wie sie, wenn ich alles, was sie sagte, auf ihre Art Ihnen vortragen wollte. Sie werden hier blos ihren Ihnen bereits bekannten schnellfassenden Geist finden.

Ich halte sie für gelehrt, weil sie es durch ihre ausserordentliche Anlagen bald werden wird. Was fehlet ihr noch? Bücher zu durchgaffen? Das ist nichts! Denn es haben Viele so ihr Leben vergaft, denen ich den Namen Gelehrte gern abspräche, wenn ich dürfte.

Uebrigens, mein Herr, will ich Ihnen eine Verbindlichkeit aufliegen. Ich weis gar wol, daß ich befugt wäre, meinen Unterredungen mit der Marquise eine Beschreibung des Schlosses voranlaufen zu lassen, das sie, den Herbst zu geniessen, bezogen; auch sind öfters bey unbedeutendern Anlässen Schlösser beschrieben worden, demunge-

achtet will ich Sie damit verschonen. Genug, wenn Sie wissen, ich traf bey meiner Ankunft keine Gesellschaft daselbst an, was mir denn höchst erfreulich war.

In den beyden ersten Tagen trug sich nichts merkwürdiges zu; sie entflohen mit der Erschöpfung all der Neuigkeiten, die ich von Paris mitgebracht; allein in der Folge fielen diejenigen Unterredungen vor, die ich Ihnen mittheilen will. Ich werde solche nach Abenden eintheilen, denn wirklich wurden selbige nur zu der Zeit gepflogen.

Erster Abend.

Daß die Erde ein Planet sey, der sich um sich selbst dreht,
und um die Sonne läuft.

Wir gingen an einem Abend nach der Mahlzeit im Garten spaziren. Es war eine liebliche Kühle, die uns für die unmässige Hize entschädigte, die wir am Tage hatten ausstehn müssen. Der Mond war etwa seit einer Stunde aufgegangen; seine sich durch die Zweige zu uns hinstehenden Stralen machten durch ihr sehr blendendes Weis eine anmutige Mischung mit dem Grün rings um, das schwarz zu seyn schien. Nicht Eine Wolke entzog oder verdunkelte uns den kleinsten Stern; sie stral-ten insgesamt wie hellleuchtende Goldkugeln, die durch den blauen Grund, woran sie geheftet schienen, noch erhöht wurden.

Dies Schauspiel versenkte mich in ein Staunen, das von längerer Dauer würde gewesen seyn, hätte die Gegenwart einer so liebenswürdigen Dame, wie die Marquise, mir's erlaubt, mich Mond und Sternen ganz zu überlassen. Daher want' ich mich mit der Frage an sie:

Finden Sie eine schöne Nacht nicht selbst noch schöner, als den Tag?

MARQUISE. Wol; die Schönheit des Tages gleicht der mehr schimmernden Blondine, die aber der Nacht der mehr aufs Herz Eindruck machenden Brünette.

ICH. Sehr groszmüthig, den Brünetten diesen Vorzug einzuräumen, da Sie's selbst doch nicht sind. Gleichwol ist der Tag unstreitig das Schönste in der ganzen Natur, und die Romanheldinnen, die schönsten Geschöpfe der Einbildungskraft, werden fast immer blond gemalt.

MARQUISE. Was ist Schönheit, wenn sie nicht Eindruck auf's Herz macht? Gestehn Sie nur, daß der Tag Sie nie in ein so angenehmes Staunen würde gesenkt haben, als das war, worin ich Sie so eben bey dem Anblik einer so schönen Nacht zu sinken im Begriff sahe.

ICH. Wenn das auch, so würde dennoch eine Blondine, wie Sie, mich in noch grössers Staunen gesetzt haben, als die allerschönste Nacht mit allen ihren braunen Annehmlichkeiten.

MARQUISE. Wenn auch dem so wäre, so würd' ich doch, damit nicht zufrieden seyn. Ich wünschte, daß der Tag, da die Blondinen sich nun einmal für ihn intressiren müssen, auch gleiche Wirkung haben möge. Warum wenden sich denn die Liebhaber, die doch am besten über das urtheilen können, was Eindruck auf's Herz macht, mit allen ihren mir bekannten Liedern und Elegien einzig und allein an die Nacht?

ICH. Danken müssen sie ihr doch wenigstens.

MARQUISE. Vorklagen thun sie ihr aber auch stets alles und jedes. Warum ist nicht der Tag solcher Vertraulichkeit werth?

ICH. Vermutlich, weil er nicht solche süßschwärmerische, melankolische Empfindungen erzeugt. Alles scheint des Nachts ruhig zu seyn, die Sterne sanfter fortzuwallen als die Sonne; all die Gegenstände, die uns der Himmel dann darstellt, sind milder, man kann sein Auge leichter auf ihnen verweilen; endlich kann man besser über sie staunen, weil man sich sodann der Einzige in der ganzen Natur zu seyn schmeichelt, der sich mit deren Anstaunung beschäftigt. Vielleicht ist auch die Szene des Tages zu einförmig; sie enthält nur Eine Sonne, und Ein kahles blaues Gewölbe; auch ist es möglich, daß der Anblick dieser durch einander gestreuten Sterne, die durch ein Ungefähr tausenderley verschiedne Figuren bilden, ein angenehmes Staunen begünstigen.

MARQUISE. Was Sie da sagen, hab' ich stets empfunden; ich liebe die Sterne, und möchte mich herzlich gern über die Sonne beschweren, die uns selbige verlischt.

ICH. Ah! ich kann's ihr nicht verzeihen, daß sie mir all diese Welten aus den Augen verlieren macht.

MARQUISE. (*sich gegen mich umdrehend, und mich fest in's Auge fassend.*) All diese Welten? Was meinen Sie damit?

ICH. Ich bitte um Verzeihung; meine Gnäd'ge Frau, Sie setzten mich auf mein Stekkenpferd, und sogleich trabte meine Einbildungskraft mit mir fort.

MARQUISE. Und dies Stekkenpferd ist?

ICH. Was mir äusserst verdrieslich fällt, Ihnen gestehn zu müssen. Jeder Stern, hab' ich mir in den Kopf gesetzt, könnte wol eine Welt

seyn. Auf die Wahrheit davon möcht' ich eben nicht schwören, dennoch aber halt' ich's dafür, weil mir dieser Gedanke viel Vergnügen macht, ungemein viel Behagliches für mich hat, und sich auf eine anmutige Weise bey mir eingeschlichen. Nach meiner Meinung muß es selbst Warheiten an Anmut nicht fehlen.

MARQUISE. Nun dann hervor mit Ihrem Stekkenpferd, weil es ein so anmutiges Ding ist. Ich will alles von den Sternen glauben, was Sie nur verlangen, wofern's mich nur belustigt.

ICH. (*sehr schnell.*) So werden Sie Sich nicht dabey belustigen, als bey einem Stük von Moliér. Es ist nur Ergözung für die höhern Seelenkräfte, und macht nur den Geist lachen.

MARQUISE. Wie? Halten Sie uns denn für unfähig, höhere Geistesergözungen zu schmekken? Ich will Ihnen sogleich das Gegentheil beweisen. Lehren Sie mich Ihre Sterne.

ICH. Mit nichten! den Vorwurf soll man mir nicht machen, Abends um zehn Uhr, in einem Gehölze, mit dem liebenswürdigsten Frauenzimmer, das ich kenne, von Philosophie gesprochen zu haben. Suchen Sie Ihre Philosophen anderwärts, meine Gnädige! Obwol ich mich, in dem Tone so eine Weile fort entschuldigte, so must' ich mich doch endlich ergeben; vorher aber bedung ich mir, zur Rettung meiner Ehre, unverbrüchliches Stillschweigen über diesen Punkt von ihr aus. Nun konnt' ich nicht mehr zurück, ich muste mich über diese Materie auslassen. Eine neue Verlegenheit! Wie selbige einleiten? Denn bey einer Person, wie die Marquise, die nicht das Mindeste von Naturkunde verstand, muste man sehr weit ausholen, um ihr zu beweisen, daß die Erde ein Planet sey, daß die Planeten als Erdkugeln anzusehen, und daß alle Fixsterne Sonnen seyn könnten, die andere Welten erleuchten.

Deshalb wiederholt' ich ihr noch zu verschiedenmalen: es wäre weit besser gethan, uns mit unbedeutendern Dingen zu unterhalten, wie in unsrer Lage jederman weit schicklicher würde gethan haben. Zulezt aber, um ihr doch einen allgemeinen Begriff von Philosophie zu geben, began ich folgendermaassen:

Die ganze Philosophie gründet sich blos auf zwey Dinge: nämlich, auf einen neubegierigen Geist und auf ein schwaches Ge-

sicht. Denn, hätten Sie bessere Augen als jezt, so würden Sie bald sehen, ob die Fixsterne Sonnen sind, die andre Welten erleuchten, oder nicht; und wären Sie weniger Neubegierig, so würd' Ihnen nicht daran liegen, dies zu wissen, was denn am Ende auf Eins hinausliefe; so aber will man mehr wissen, als man sieht, und da steckt eben die Schwierigkeit. Ja, wenn man noch deutlich sähe, was man sieht, wäre das so gut, als sie kennen gelernt, aber so sieht man die Dinge ganz anders, als sie sind.

Demnach bringen wahre Philosophen ihr Leben damit zu, daß sie nicht glauben, was sie sehen, und das zu errathen streben, was sie nicht sehen. (Eine meines Erachtens nicht beneidenswürdige Beschäftigung!) Und eben deswegen denk' ich mir die Natur als ein grosses, einer Oper ähnliches Schauspiel. An dem Ort, wo Sie Sich befinden, sehn Sie das Theater nicht völlig so, wie es ist. Die Dekorationen sind so gestellt, daß sie in der Ferne eine angenehme Wirkung thun; Räder und Gegengewichte aber, die selbige in Bewegung sezen, hat man Ihren Augen entzogen. Auch kümmert Sie's sehr wenig, zu errathen, wie das eigentlich zugeht. Vielleicht zerbricht sich im ganzen Parterre nur ein im Winkel stekkender Kunstverständiger den Kopf über einen ihm ausserordentlich dünkenden Flug, und will schlechterdings herausbringen, wie selbiger bewerkstelligt worden.

Sie sehn, ein dergleichen Künstler hat mit einem Philosophen viel Aehnlichkeit. Was aber bey dem leztern die Schwierigkeit vermehrt, ist, daß die Seile bey den Maschinen, welche uns die Natur zeigt, auf's geschickteste versteckt sind, und zwar dergestalt, daß man lange die Triebräder der Weltkörper nicht hat errathen können. Denn denken Sie Sich einmal alle Weisen, die Pythagoras, Platone, Aristoteles, und all die Männer, deren Namen heutiges Tages in unsern Ohren so viel Geräusch macht, in einem Opernsaale versammelt; sezen Sie, Sie sähen Phaeton auf den Fittichen des Windes emporschweben, doch ohne die Stricke zu entdecken, und ohne die innere Einrichtung eines Theaters zu kennen.

Phaeton, würde der eine sagen, wird durch eine gewisse verborgene Kraft aufgehoben. Ein andrer: Phaeton ist aus gewissen Zah-

len zusammengesetzt, wodurch er in die Höhe steigt.¹ Ein dritter: Phaeton hat eine gewisse Neigung gegen den obern Theil der Bühne, ihm ist nicht besser zu Muthe, als wenn er sich da oben befindet. Ein andrer, Phaeton ist zwar nicht zum Fliegen gemacht, allein, er will lieber fliegen, als die Dekke der Bühne ledig lassen, und hundert andre Grillen mehr, von denen es mich wundert, daß sie nicht den Alten alle Hochachtung entzogen haben.

Endlich kam Descartes² samt einigen andern Neuern, und sagte: Phaeton steigt in die Höhe, weil er durch Seile mit Gewichten heraufgezogen, und davon schwerere sich eben jezt heruntersenken.

Man glaubt also nicht mehr, daß sich ein Körper bewegt, wenn er nicht von einem andern gezogen, oder vielmehr gestossen wird.

- 1 Pythagoras, der alles durch Zahlen zu berechnen suchte, schrieb auch gewissen Zahlverhältnissen dergleichen Wirkungen auf die Körper zu.
- 2 Descartes, aus Tours in Frankreich gebürtig, lebte von 1596 bis 1650, und gehört mit zu den neuern Weltweisen, welche die Fortrückungen der großen Himmelskörper nicht nach willkürlichen Kräften und Neigungen derselben, wie einige unter den Alten, sondern nach mechanischen Grundsätzen zu erklären suchte. Besonders aber verdienen hier die Namen zweyer unsterblicher Männer eines Keplers und Neutons genannt zu werden. Jener war ein Würtemberger, folglich ein Deutscher, und lebte vom Jahr 1571 bis 1631; und dieser ein Schottländischer Baron, und lebte von 1642 bis 1727. Kepler erfand die eigentliche Gestalt der Planetenbahnen; das merkwürdige Verhältniß, welches sich zwischen den Umlaufzeiten der Planeten und ihren Entfernungen von der Sonne findet; und die Gesetze ihrer Bewegung. Neuton brachte nachher alles vollends ins Reine, da er die Richtung und Geschwindigkeit, nach und mit welcher alle uns zunächst umgebende Körper auf der Erdoberfläche ein Bestreben zeigen, sich dem Mittelpunkt der Erde zu nähern, welches wir ihre Schwere nennen, an den Himmel übertrug, und auch daselbst glücklich an den Mond und allen Planeten ganz ähnlich wirkende Kräfte entdeckte, so, daß jener, vermöge einer solchen Schwere gegen die Erde, und diese gegen die Sonne, nebst einer anfangs vom Schöpfer erhaltenen Wurfbewegung, sich in ihren Bahnen nach Keplerschen Gesetzen erhalten, und um die Sonne herumgeführt werden, wovon in der Folge das Nähere bemerkt werden soll. Unterdessern musste sich der große Neuton damit begnügen, nur die Gesetze dieser beyden wirkenden Kräfte, und was sich dadurch, für Veränderungen ergeben; nicht aber die eigentliche Ursache ihrer Wirkungen entdeckt zu haben, welches Letzere bis jezt noch keinem Naturforscher gelungen ist, und überhaupt die Schranken menschlicher Kenntnisse zu übersteigen scheint.

Man hält dessen Steigen und Fallen nur lediglich durch die Wirkung eines Gegengewichts, oder einer Springfeder für möglich.³ Wer nur die Natur, so wie sie ist, sähe, würde nichts mehr, als das Hintertheil eines Opertheaters sehen.

MARQUISE. Auf die Art ist die Natur sehr mechanisch geworden?

ICH. So mechanisch, daß ich besorge, man wird sich ihrer bald schämen. Die Welt, nimmt man an, sey im Grossen nichts anders, als was eine Uhr im Kleinen, und alles in derselben geschehe durch regelmässige Bewegungen, die von der Einrichtung der Theile abhängen. Gestehn Sie's nur, Sie haben Sich wol zuweilen eine erhabnere Idee vom Weltall gemacht, und ihm mehr Ehre erzeigt, als es verdient. Ich habe Leute gekannt, die es minder schätzten, nachdem sie's kennen gelernt.

MARQUISE. Und ich schätz' es um so höher, nachdem ich weis, daß es einer Uhr ähnelt. Es ist erstaunend, daß die so bewundernswürdige Ordnung der Natur nur auf so einfache Dinge beruht.⁴

ICH. Woher Sie auch diese gesunde Ideen haben mögen, warlich! sie sind etwas Seltnes. Die meisten Menschen haben ein in heiliges Dunkel gehülltes Wunderbare im Kopf, das sie verehren; be-

3 Nach richtigen physikalischen Gründen hat ein ruhender Körper für sich so wenig eine Kraft oder Neigung, eine Bewegung anzufangen, als ein beweglicher zum Stillstand zu gelangen, sondern die Ursache dieser Veränderungen ist allemal ausser demselben in der Wirkung eines andern Körpers zu suchen. Wenn ein ruhender Körper in Bewegung gesetzt werden soll, so kann dies nicht anders, als durch einen Druk oder Stos, oder durch die Anziehungskraft eines fremden Körpers geschehen, und gelangt ein beweglicher zum Stillstande, so liegt wiederum der Grund davon in einer Reibung, in dem Widerstande der Luft, oder in einer andern äusserlichen Wirkung.

4 Sollte das Weltgebäude mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung verdienen, wenn alle Bewegungen in demselben durch unmittelbare und augenblickliche Wunder der Allmacht hervorgebracht und unterhalten würden, als wenn die herrliche Anordnung und Dauerhaftigkeit mit allen Veränderungen desselben von mechanischen den großen Weltkörpern gleich bey ihrer Entstehung vom Schöpfer eingepprägten unwandelbaren Naturgesetzen abhingen, die so lange fortwirken, als ihr unendlicher Urheber will? Gewis nicht! denn bey der leztern Einrichtung der Welt, welche alle neuere Naturforscher annehmen, wird, ausser der unbegrenzten Macht auch der unergründliche Verstand Gottes auf eine anbetungswürdige Weise offenbar.

Fig. 1.

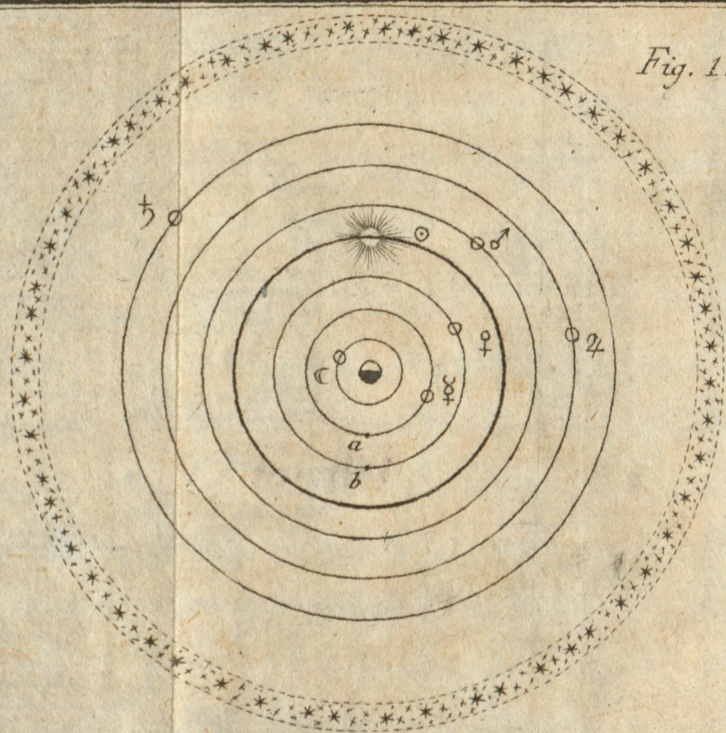
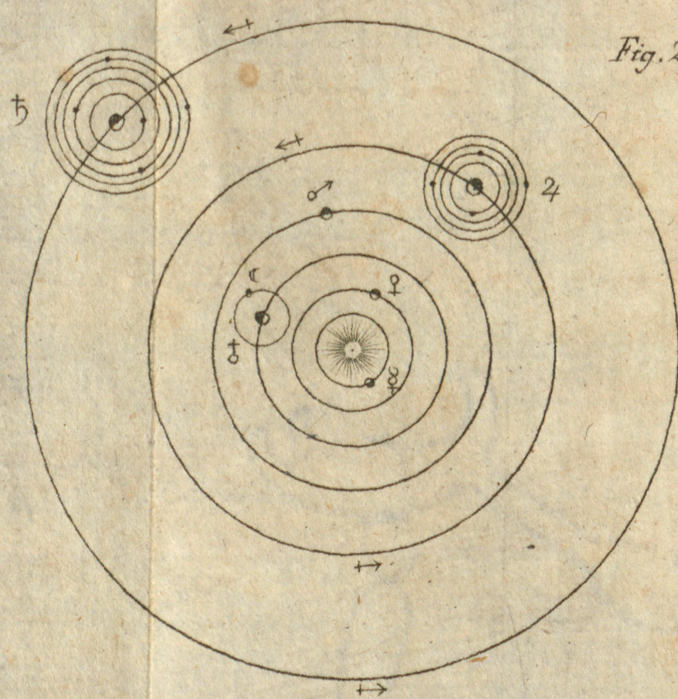


Fig. 2.



Nachwort

Die *Entretiens sur la pluralité des mondes* (1686)¹ gelten unbestritten als Fontenelles Hauptwerk, gleichwohl sie zu einem frühen Zeitpunkt seiner Karriere verfasst wurden. In Frankreich wie auch Europa spielten sie eine wegweisende Rolle für die Herausbildung der literarischen Wissenschaftspopularisierung. Die *Entretiens* sind ein in Romanform verfasstes Gelehrtengespräch über die im 17. Jahrhundert rasant voranschreitenden astronomischen Entdeckungen. Die Inspiration für sein Werk fand Fontenelle dem Vorwort zufolge im Text *De oraculis veterum ethnicorum dissertationes* (1683) von Anton Van Dale (1638–1708), den zu übersetzen und in eine fiktionale Rahmenhandlung (eine galante Konversation zweier fiktiver Figuren) einzubetten Fontenelle sich ursprünglich angeschickt hatte. Dabei veränderte er jedoch den Inhalt und die philosophischen Thesen grundlegend. Die Erörterung der astronomischen Beobachtungen mündet in einer Spekulation über die Existenz anderer Lebensformen auf den übrigen Monden und Planeten. Im Mittelpunkt stehen die Verteidigung des kopernikanischen Weltbildes und die kartesianische Annahme der Unendlichkeit des Universums. So plädiert der Ich-Erzähler dafür, dass es unendlich viele Sonnen und Planeten im Universum geben müsse und folgert durch einen Analogieschluss, dass diese aller Wahrscheinlichkeit nach auch bewohnt sein müssen.

Der Roman ist in fünf Unterhaltungen untergliedert, die an aufeinanderfolgenden Abenden in den Gärten des Anwesens der Marquise

1 Bernard le Bovier de Fontenelle: *Entretiens sur la pluralité des mondes*, hrsg. von Claire Cazanave. In: *Oeuvres complètes*, t. I., hrsg. von Claudine Poulouin. Paris: Honoré Champion 2013. Im Folgenden wird aus folgender Ausgabe zitiert: Fontenelle: *Entretiens sur la pluralité des mondes*. Édition critique hrsg. von Alexandre Calame. Paris: Nizet 1986.

de G***² stattfinden. Ab der zweiten Ausgabe wird ein sechster Dialog beigelegt, der einige Zeit nach den ersten fünf Abenden verortet ist. Gesprächspartner der Marquise ist ein gelehrter Aristokrat, der um die Gunst der Marquise zu werben scheint. Das Gespräch oszilliert daher kontinuierlich, und auf bisweilen humoristische Weise, zwischen wissenschaftlichem Dialog und galanter Konversation, wie bereits die einleitenden Zeilen über den Sternenhimmel – für Liebende wie Sternkundler gleichermaßen inspirierend – es verdeutlichen. Die Wahl des ›galanten Dialogs‹ ist entscheidend für den anhaltenden Erfolg des Werks und seine zahlreichen Nachahmer, da er wissenschaftliche Themen und literarische Unterhaltung verknüpfend die Astronomie für eine neue Leserschaft aufbereitet. Auch in Deutschland (ebenso wie in Italien oder England) werden bis ins späte 18. Jahrhundert mehrere Übersetzungen veröffentlicht und wiederholt neu aufgelegt, wodurch Fontenelles Text einen entscheidenden Beitrag zur transnationalen Verbreitung frühauflärer Ideen leistet.

Im 19. Jahrhundert verblasst der Erfolg des Werks im Zuge weiterer grundlegender astronomischer Entdeckungen einerseits, eines schwindenden Interesses an galanter Literatur³ andererseits, sodass bis heute keine moderne deutsche Übersetzung der *Entretiens* von Fontenelle vorliegt. Trotz ihrer fundamentalen Bedeutung für die eu-

2 Als Vorbild für die literarische Figur der Marquise de G*** wird gemeinhin Marguerite Hessein, dame de la Sablière (1640–1693) angenommen. In Paris unterhält Mme de la Sablière den Salon de la Folie-Rambouillet, ein renommierten Treffpunkt der mondänen Gesellschaft, den auch Fontenelle frequentiert. Mme de la Sablière selbst ist bekannt für ihre weitreichenden Kenntnisse in den Bereichen der Mathematik, Physik und Astronomie. Vgl. Luis Gillet et. al.: *Les Grands salons littéraires (XVIIe et XVIIIe siècles). Conférences du Musée Carnavalet*. Paris: Payot 1928.

3 Unter galanter Literatur werden fiktionale Texte zusammengefasst, deren Diegese die gesellschaftliche Realität des Adels reflektiert und deren Handlung sich meist um eine oder mehrere Liebesbeziehungen strukturiert. Im Zentrum steht die schriftliche oder mündliche Konversation der Liebenden sowie Überlegungen über die Natur menschlicher Liebe, alles Körperliche wird weitestgehend ausgespart. Zum Einfluss der galanten Literatur auf Fontenelles Werk vgl. Alain Niderst: *Fontenelle à la recherche de lui-même (1657–1702)*. Paris: Nizet 1972, S. 202.

ropäische Wissenschaftspopularisierung im Kontext der Aufklärung und für die Strategien des Kulturtransfers innerhalb europäischer Gelehrtenkreise, werden die *Entretiens* somit von deutschen Leser*innen kaum zur Kenntnis genommen. Die erneute Veröffentlichung einer Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert verfolgt in diesem Sinn das Ziel, nicht nur den Inhalt des Fontenelle'schen Texts besser zugänglich zu machen, sondern gleichzeitig einen Beitrag zur Erforschung der europäischen Wissenschaftsgeschichte zu leisten. Dabei fungiert sie als Beispiel für die transnationale Kommunikation und Evolution der Aufklärungsgedanken vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Wahl der Übersetzung von Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius erklärt sich in diesem Kontext hauptsächlich durch die umfangreichen Anmerkungen Johann Elert Bodes, die sich eindeutig zwei miteinander verschränkten Idealen der Aufklärung verschreiben: dem Fortschritt der Wissenschaften sowie einer möglichst weiten Verbreitung der neuen Kenntnisse innerhalb der belebten Öffentlichkeit. Im Zentrum steht hierbei auch am Ende des 18. Jahrhunderts noch die Verteidigung und Festigung des kopernikanischen Weltbilds.⁴

Bernard le Bovier de Fontenelle zwischen Literatur und Wissenschaft

Bernard le Bovier de Fontenelle (1657–1757), Gelehrter, Komödien- und Prosaautor, Opernlibrettist, Literaturtheoretiker und Essayist, hat die literarischen und wissenschaftlichen Debatten seiner Zeit maßgeblich geprägt. Dies liegt einerseits an seinem breiten

4 Während sich das heliozentrische Weltbild in gelehrten Kreisen bereits im Laufe des 17. Jahrhundert fest etabliert, geht die kopernikanische Wende in anderen Bereichen der europäischen Gesellschaften schleppend voran. Dies gilt nicht nur für die unbesetzten Teile der Bevölkerung, sondern auch für weite Teile des Bürgertums. Vgl. Rainer Baasner: Das Lob der Sternkunst. Astronomie in der deutschen Aufklärung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, S. 68–78.